

Fiktionen aus Verlegenheit.

Thomas Kaufmann über die Rezeption der „Judenschriften“ Martin Luthers.

Thomas Kaufmann, Luthers „Judenschriften“, Tübingen - Mohr Siebeck 2011.

Von Remko Leemhuis.

„*Luthers Stellung zu den Juden*“, so ist auf der offiziellen Internetpräsenz zu lesen, die zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Reformation im Jahr 2017 eingerichtet ist „*war vielschichtig und manchem Wandel unterworfen*“.¹ Ohne Zweifel wird diese Beurteilung kaum der Komplexität der lutherschen Haltung gegenüber den Juden gerecht, verdeutlicht aber gleichsam, dass man im deutschen Protestantismus bis in die Gegenwart nicht weiß, wie die wichtigste Figur der eigenen Geschichte zu bewerten ist. Um diese Verlegenheit zu kaschieren und eine Bewertung zu vermeiden, wird bis heute die These vertreten, dass man zwischen verschiedenen Luthers differenzieren könnte. So wird zwar eingestanden, dass der Reformator ein problematisches Verhältnis zum Judentum hatte, gleichzeitig wird jedoch einschränkend hinzugefügt, dass dies eben nur ein Aspekt seines Lebens und Schaffens war.

Dieser Umgang mit ihm und seinem Werk ist indes kaum vereinbar mit der Tatsache, dass das Judentum oder zumindest das was Luther dafür hielt, einen essentiellen Aspekt seiner Theologie darstellt. Dies ist kaum überraschend, war es doch sein Anspruch, die biblische Wahrheit, die er von Rom verfälscht sah, wieder in ihrer eigentlichen Bedeutung zu verkünden. Damit hat Luther zwangsläufig, die für das Christentum konstitutiven antijüdischen Elemente in einer neuartigen Intensität und

¹ <http://www.luther2017.de/lutheralphabet/j> (Stand: 7.5.2012)

selbst im Vergleich zu anderen Zeitgenossen ungekannten Radikalität entfaltet und dem entstehenden Protestantismus von Beginn an eingeschrieben.

Auf diesen wesentlichen Zusammenhang macht Thomas Kaufmann, Professor für Kirchengeschichte an der Universität Göttingen, im Rahmen seiner vorliegenden historischen Kontextualisierung der euphemistisch als „Judenschriften“ bezeichneten Werke aufmerksam. So schreibt er: *„Insofern ist der theologische Gegensatz zum Judentum unter spezifischer Aufnahme einschlägiger neutestamentlicher Überzeugungen für Luther eine unveräußerliche Identitätsfrage christlichen Wahrheitsbewußtseins gewesen.“*

Die Fiktion einer lutherschen Theologie, die unabhängig von seiner Haltung zu den Juden gedeutet werden kann, ist somit wohl kaum aufrechtzuerhalten. Rasch wird bei der Lektüre von Kaufmanns Studie ebenso offenkundig, dass die immer wieder hervorgehobene Entwicklung, von einer an Rom gemessenen relativ toleranten Position, wie sie in seiner ersten Schrift *Das Jesus Christus ein geborener Jude sei*, (1523) zu finden ist, bis zu seinen wüsten antijudaistischen Traktaten am Ende seines Lebens, in denen er empfahl, die Synagogen niederzubrennen, die Juden zu vertreiben und den Rabbinern das Lehren zu untersagen eine vollkommen überspannte Interpretation darstellt, die sich faktisch kaum aus seinen Schriften ergibt.

Freilich hat er sich gegen Arbeits- und Zunftverbote ausgesprochen, für einen intensiven Kontakt von Juden und Christen geworben und sich vehement gegen die traditionellen Elemente christlicher Judenfeindschaft gewandt, sie gar als [...] *narren werck* [...] bezeichnet. Jedoch hatte auch der „liberale Luther“ bereits eine wesentliche Einschränkung vorgenommen, als er diese Empfehlungen unter eine zeitlich begrenzte Perspektive stellte und ausführte, dies gelte [...] *bis ich sehe, was ich gewirckt habe* [...]. Dabei ist es nicht alleine dieser interimistische Charakter seiner frühen Positionen der die Betonung eines „liberalen Luthers“ zweifelhaft erscheinen lässt. Vielmehr lenkt diese Lesart von den Inhalten ab und evoziert die Vorstellung, dass Luther die Vision einer religionstoleranten Gesellschaft gehabt hätte. Dies ist mitnichten der Fall, war doch die Empfehlung eines freundlichen

Umgangs mit den Juden allein der Versuch ohne Zwang und Gewalt möglichst viele Juden zu einer Konversion zu bewegen.

In diesem Zusammenhang wird offenkundig, dass Luthers Beschäftigung mit den Juden zu einem relevanten Teil seiner Auseinandersetzung mit Rom geschuldet war. Kaufmann bemerkt dazu: *„Luthers erste „Judenschrift“ ist mithin das Dokument einer binnenreformatorischen Selbstverständigung über die Judenbekehrung im Horizont antirömischer Kritik bisheriger Missions- und Konversionspraxis [...] Im Verhältnis zu den Juden als ‚Fremden in der Nachbarschaft‘ ging es im Kern um die Frage der Identität des christlichen Gemeinwesens.“* Dieser instrumentelle im Umgang mit den Juden wird ebenso deutlich unter Berücksichtigung der Tatsache, dass er zu keiner Zeit *mit* oder *zu* den Juden sprach, sondern ausschließlich *über* sie und seine Traktate sich ausnahmslos an christliche Leser richteten. Mehr noch, er schloß es sogar aus mit ihnen in einen Disput zu treten, wenn er schreibt, er wolle nicht [...] *von jnen lernen, wie sie die Schrift deuten oder verstehen.“*

Es sind nicht alleine die durch Verkennung der theologischen und exegetischen Kontinuitäten unmögliche Unterscheidung zwischen einem frühen, „judenfreundlichen“ und einem späten „judenfeindlichen“ Luther, die Kaufmann in seiner exzellenten Arbeit überzeugend widerlegt. Auch die werkbiographischen Umstände der „Judenschriften, die er zum Ende seines Lebens verfasst hat, verdienen eine größere Aufmerksamkeit. Schließlich hat er sich diese trotz elender Lebensumstände und physisch wie psychisch schwer angeschlagen nach eigener Auskunft „abgetrotzt“. Er wollte im Bewußtsein sterben „[...] *widerstand gethan und die Christen gewarnet* [...]“ zu haben. Es ist der Verdienst Kaufmanns, in seiner sorgsam editierten Studie, diese Sachverhalte in gebotener Deutlichkeit und Schärfe herausgearbeitet zu haben. Dies erscheint umso dringlicher, als die bereits erschienen Publikationen im Hinblick auf das Jubiläumsjahr 2017 erahnen lassen, dass das Werk des Reformators allenfalls auf triviale Erbauungsliteratur reduziert wird.²

² Um nur ein Beispiel zu nennen: Margot Käßmann, Schlag nach bei Luther. Texte für den Alltag, Frankfurt 2012. Die Autorin ist, und das sagt einiges über die zu erwartende Qualität der Auseinandersetzung aus, offizielle Botschafterin der „Lutherdekade“ der Evangelischen Kirche Deutschlands.

Neben der historischen Situierung der Judenschriften auch im Rahmen der zeitgenössisch-reformatorischen Flugblattpublizistik wird die Arbeit durch ein kurzes Kapitel abgerundet, das die Rezeptions- und Wirkungsgeschichte der „Judenschriften“ skizziert. Hier wäre es angemessen gewesen, der Rezeption der Judenschriften im Nationalsozialismus mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Zwar weist der Autor zurecht darauf hin, dass es keine genealogische Linie von Luther zu Hitler gibt. Allerdings lässt sich ohne Luther wohl ebenfalls kaum verstehen warum, wie der Historiker Manfred Gailus schreibt, dass [...] *das konservativ-protestantische Sozialmilieu [...] jenen sozialen Ort repräsentierte, der als Haupteinbruchsstelle des Nationalsozialismus in die deutsche Gesellschaft zu bezeichnen ist.*³ Im Kontext dieser Erkenntnis scheint es daher auch mehr als eine bittere Ironie der Geschichte zu sein, dass der Unterstaatssekretär, der für das Auswärtige Amt an der Wannseekonferenz teilgenommen hat, Martin Luther hieß.

Remko Leemhuis M.A. hat Politik- und Orientwissenschaft an der Philipps-Universität Marburg studiert.

³ Manfred Gailus, 1933 als protestantisches Erlebnis: emphatische Selbsttransformation und Spaltung, in: Geschichte und Gesellschaft, Jg.29/Nr.4, S.481-511, hier S.481.